

Eine neue Phaedra

Autor(en): **Bohnenblust, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **8 (1911)**

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748590>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

d'êtres de purs artistes littéraires. M. C. F. Ramuz est le plus distingué de ceux-ci. Il est en même temps et profondément „de son village“: sa dernière œuvre incarne, mieux que tant de vaudoiseries, l'âme vaudoise; elle reflète avec un art et un instinct étonnants ce que nous avons de distinct et d'original.

BALE

GEORGES RIGASSI



EINE NEUE PHAEDRA

Die Alten gingen mit guten dramatischen Fabeln sparsam um; sie wussten, dass das Was wenig und das Wie alles sei, und einer durfte nach dem andern ohne Scheu versuchen, ob er noch wahrer die Notwendigkeit des dargestellten Geschehens dartun, noch schärfer das Wesen des Schicksals in einem Schicksal fassen möge.

So ist auch die Geschichte von Phaedras unglücklicher Liebe zu ihrem Stiefsohn Hippolytos oft als Tragödie geformt worden. Des Sophokles Stück ist uns verloren; den Hippolytos des Euripides haben wir; den zweiten freilich, den der Dichter milderte, indem die Amme die Liebe verraten, nicht die Königin sie gestehen sollte. Seneca hat den Stoff im Geschmack des rhetorischen römischen Dramas, Racine im Sinne der klassizistischen französischen Zeit umgebildet; von Schiller kennt man die Bearbeitung Racines. Heute legt ein junger Zürcher, Hans Limbach, von neuem eine Gestaltung der Überlieferung vor.¹⁾

Wie wenig der Stein und wie viel des Künstlers Hand sei, vermag eben diese Geschichte wohl zu lehren. Euripides erzählt, wie Aphrodite reine Menschen vernichte: Theseus hat einen Sohn, Hippolytos, den Sohn der Amazone Antiope und liebelos wie sie, nur dem Dienst der Göttin ergeben; aber die Göttin der Liebe weiß sich zu rächen: seine Stiefmutter, die Theseus aus Kreta geholt, will ihn gewinnen, wird verschmäht, verleumdet ihn — ein Weib des Potiphar — und des zornigen Vaters Wunsch wird mit (später sprichwörtlicher) Schnelle erfüllt: ein Meerungeheuer erschreckt die Pferde des Jünglings, so dass sie ihn zu Tode schleifen.

Für Racine waren die Leidenschaften dieser Fabel zu grell und mussten mächtig stilisiert werden: Phaedra meint geziemend, Theseus sei gestorben, und dem Hippolytus musste zu einer Schuld verholpen werden, damit er auch ordentlich zugrunde gehen könne. (Wahrhaftig, Lessing hatte es nötig, die wahren Leidenschaften und das wahre Schicksal gegen die Franzosen zu verteidigen.)

Ganz anders Limbach. Ihm ist nicht die erste, sondern die zweite Frau des Theseus die Amazone; nicht des Hippolytos Mutter, sondern Phaedra. Also ist seine Reinheit nicht ererbt, sondern durch die Erinnerung an die Mutter allein veranlasst. Und ihre Liebe ist auch nicht durch des Prinzen Eigenart bestimmt, so dass die Kreterin den *Amazonensohn* gewinnen möchte, das natürliche Weib den Geweihten, sondern sie will als Wilde, nie gefesselt haben, was sie lockt, und diesmal freilich innerlich ge-

¹⁾ *Phaedra*. Ein Schicksal von Hans Limbach. Bern, A. Francke. 1911.

fangen hat, ja sie liebt Theseus gar nicht, und ist gekommen, ihr Volk an ihm bei gelegener Zeit zu rächen. Dazu bietet sich Gelegenheit, als sie, verschmähnd und wütend, dem Vater den Sohn verleumdet, der aber alles glaubt und ihn ohne weiteres erschlägt; da trifft ihn ihre Waffe und sie verschwindet mit den längst harrenden Amazonen. So ist wieder die alte Sage von dem Rachezug der Amazonen gegen Athen eingeholt: freilich kommen sie dort, den Raub der Antiope zu rächen, die den König liebte wie er sie.

Widmann hat bereits bemerkt, dass die Liebe der Phaedra an Interesse verliere, wenn Hippolytos nicht der Amazonensohn und vor allem Phaedra nicht des Theseus wirkliches, liebendes Weib sei, in dem ein Kampf zwischen alter und neuer Hingabe entstehen könne. Ohne Zweifel ist durch die Verschiebung des modernen Dichters gerade das weggefallen, was die Alten bilden wollten: des Euripides Theologie liegt ihm völlig fern, und dessen menschliches Problem soll doch wesentlich das Rätsel beleuchten, warum „gute Götter“ so grausam und hinterlistig reine Menschen zu Schanden machen. Limbach will das Schicksal *Phaedras*, nicht des Hippolytos in den Mittelpunkt stellen. Doch erreicht auch er eine Typik: *ihm wird dies Geschehen zum bildlichen Gegensatz des Dämonisch-Eigenwilligen zum Human-Gebändigten*, zum Kampf zwischen primitiver Natur und gewollter Ordnung. Freilich hat er den alten Ausgang beibehalten: weder das ethische Idealbild noch der Träger staatlicher Gewalt vermag dem wilden Weibe gegenüber sich zu halten: die Kultur mag sich tummeln, so lange es die dämonische Natur gutwillig verstattet; nachher wirft diese beiläufig das Ganze beiseite.

Freilich, auch sie, die nicht in die Ordnung Eingegangene, hat die Folge zu tragen: alles, was zu diesem Kreise gehört, auch Chryseia, ihre Gespielin, verlässt sie, diese sogar um eines kalten Skeptikers willen, den sie immerhin auch einem komischen Kyniker vorzieht. Doch bedeutet das nicht allzuviel: der Königin bleiben ihre Amazonen, und des Lebens wunderbare Bahn liegt schön jetzt „im Morgenglanz“ vor ihr.

Also: nicht eine antike Tragödie haben wir hier vor uns. Sondern eine alte Fabel ist zur bildlichen Handlung geworden für eine Anschauung des Weltgeschehens, die der alten, freilich verwandt, aber noch ein gut Stück pessimistischer ist. Dort fällt ja auch das Große, Reine dem Weltwillen, dem Götterspiel, zum Opfer. Aber es ist doch ein bewusster Wille, und selbst der Untergang ist da noch Ergebung in einen solchen Willen auf Gnade oder Ungnade. Aber hier bricht sich einfach die wilde Naturkraft Bahn: „ein Schicksal“ ist der Ausdruck eines absolut passiven Weltgefühls, *resignierten* Abhängigkeitsbemerktseins. Alles, was geschieht, *muss* freilich geschehen: Aber alles eigentliche, schaffende Lebensgefühl ist im *primitiven* Empfinden gegeben, und also der kultivierten Gemeinschaft gegenüber zerstörend. *Kein einziger Fröhlich-Starker ist da*. Hippolyt fehlt das Unbedingte der Jugend, Skythes ist völlig glaubenslos, Theseus blass, Polydips lächerlich. Darum offenbar hat der Dichter dem Drama die schönen Verse vorausgeschickt:

Wie ich heut erwache,
Ist schon heller Tag,
Durch die Fenster dringet
Ruf und Hammerschlag.

Wunderbar erschrocken
Lauschet Herz und Ohr
Aus des Traumes tiefer,
Dunkler Welt empor.

* * *

In formaler Hinsicht ist vorab eine bei dramatischen Erstlingen seltene Verbindung von Stilgefühl und freier Bewegung zu loben. Von ängstlicher Jambenschneiderei wird man nicht sprechen dürfen, doch stören auch selten unverfrorene Keckheiten. Es fehlt ja nicht an derben Dingen: Nicht nur völlig unbekümmerte Anachronismen, auch Prügeleien kommen vor. Die Szene, wo die liebende Königin und der verliebte Kyniker verständnisinnig ihre analogen Leiden antönen, ist gewiss an der Grenze des Erschütternden: die Gegensätze drohen sich zu berühren. Aber ist auch manches *mehr Terenz als Shakespeare* — derb und frech ist zweierlei; und frech ist nichts. Man wird auch finden, dass viel Verständnis für seelisches Leben dazu gehörte, den starken *und* weichen Jüngling Hippolytos einigermaßen wahrscheinlich zu machen, nachdem durch die Wandlung der Sage ja alle natürlichen Voraussetzungen des Charakters weggefallen waren.

Die Verse sind flüssig und ziemlich durchweg rein geschrieben. Stilistische Fortschritte werden wohl vor allem im Sinne gedrängtern Ausdrucks und besserer Schlüsse möglich sein. Ansätze zur vollwertigen Sentenz sind da; so bleibt vor allem der Glaube der Glaubenslosen im Gedächtnis:

Denn Recht behalten wird doch immer, wer
Wenig vom Leben hält, vom Menschen Nichts.

Stichomythien, wie die Alten den epigrammatisch gespitzten Dialog in lauter Einzelversen nannten, fehlen fast ganz und sind doch ohne Zweifel wirksamer als die vielen zerschnittenen Verse. Wer ans alte Drama denkt, sagt sich hier wohl wieder, welche Bedeutung für den Eindruck des Vielfältigen Einheit damals die Lyrik des Chores haben konnte. Nicht als ob wir das künstlich wieder machen wollten; manche Versuche schrecken ja auch eher ab; doch macht uns eben eine Fabel im kleinen Umfang einen antiken, wenn sie ganz auf den Dialog gestellt ist, selten den Eindruck eigentlichen Reichtums. Übrigens hat Limbach in den Versen gelegentlich vollwertige lyrische Schönheiten, die sich besser finden als ausschreiben lassen.

Alles in allem handelt es sich von einem durchaus ernsthaften Künstler von tüchtigem Gehalt und ernstem Wollen. In unserm Land, das an epischer Kraft so reich und an lyrischer Fülle wenigstens nicht arm ist, darf sich ein Dramatiker besonders willkommen wissen. *Dimidium facti qui coepit habet — sapere aude!*

ZÜRICH

GOTTFRIED BOHNENBLUST



† PHILIPPE MONNIER

In meiner grünen, sonnigen Sommerfrische lese ich die kurze Notiz von dem am 21. Juli erfolgten Tod des Genfer Schriftstellers Philippe Monnier. Obwohl fern von allen Büchern, möchte ich dem Toten ein paar Worte dankbarer Erinnerung widmen.